Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14 part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 632. **Dienstag** den 12. December 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 12. December.

Ein Regierungstag ist aus der gestrigen Sitzung des **Reichstags**, für die der Beginn der ersten Etatsberathung angesetzt war, geworden. „Bundesrathstag" kann man, obwohl sämmtliche Redner dieser Körperschaft angehören, nicht wohl sagen, denn zu den in buntem Wechsel einen einzigen großen Regierungs-Monolog Sprechenden gehörten nur Reichsbeamte, nicht auch ausschließlich einen Einzelstaat vertretende Mitglieder des Bundesraths. Anwesend waren allerdings die Mitglieder des Vollziehungs- und Gesetzgebungsrechte in sich vereinigenden „Factors" sehr zahlreich, zum Unterschiede von den Reichstagsabgeordneten, die, als ob sie geahnt hätten, daß sie nicht activ werden würden, in einer, wenn man den auf die Tagesordnung gesetzten Gegenstand in Betracht zieht, sehr geringfügig zu nennenden Anzahl erschienen waren. Die Fehlenden haben etwas versäumt. Es ist noch nie dagewesen, daß zu Beginn einer Debatte ununterbrochen ein Regierungsmitglied das andere ablöste, um „Erklärungen" abzugeben und die abgegebenen Erklärungen zu begründen. Sechs Redner (darunter zwei zweimal) von der „andern Seite", das ist ein bißchen viel, und leider kann man es nicht leugnen, der unerhörte Kraftaufwand erzeugte die Vorstellung des Forcirten, ein Eindruck, der durch die schon erwähnte Nichtbetheiligung bundesstaatlicher Vertreter bedauerlicher Weise nicht abgeschwächt wurde. Im gewohnten Geleise blieb nur Freiherr v. Thielmann, der — aber gegen den Brauch nicht als erster Redner des Tages — den Etat erläuterte, ein undankbares Geschäft im Reichstage, der in diesem Stadium den Reichshaushaltsentwurf und publicistische Beurtheilungen dieser Vorlage längst kennt, während in Preußen der Etat nicht zur Berthestung gelangen darf, bevor der Finanzminister sein Exposé im Abgeordnetenhause begonnen hat. Gestern war es für den Reichsschatzsekretär besonders schwer, das Haus zu fesseln, erstens, weil ihm Graf Bülow vorangeeilt, zweitens, weil man wußte, daß vom Fürsten Hohenlohe noch etwas außerhalb des eingebrachten Etats Liegendes „kommen" werde, drittens und viertens, weil die bekannte Erklärung des Ministers v. Miquel und die Nachricht vom Boerensieg an den Stormbergen Stoff zu lebhafter Unterhaltung bot. Frhr. v. Thielmann machte es denn auch kurz. Er charakterisirte die Finanzlage als eine günstige und lenkte bereits, obwohl er diesmal nur Etatsredner war, die Gedanken auf zwei der interessirende Tagesfragen, die Flotte und die Abwehr des Finanzministers; er begrüßte den Rückgang der Einnahmen aus den Getreidezöllen als eine erfreuliche, weil durch eine gute Ernte verursachte Thatsache. Von unberufener Seite war bekanntlich die Flottenfrage finanziell hauptsächlich auf eine — unerwünschte landwirthschaftliche Verhältnisse anzeigende — Steigerung der Zölle auf Brodfrüchte gestellt worden. In seiner zweiten, den Schluß der Sitzung bildenden Darlegung wußte Freiherr v. Thielmann mit Geschick und Glück den Nachweis zu liefern, daß Mehrausgaben für die Flotte auch ohne jegliche Speculation auf landwirthschaftliche Calamitäten und mit ruhigem Gewissen ins Auge gefaßt werden können. Als vor Eintritt in die Tagesordnung und vor dem Reichsschatzsekretär, dem, wie gesagt, das Herkommen an diesem Tage das erste Wort gönnt, Graf v. Bülow sich erhob, erwartete das Haus etwas Anderes als — Samoa, und als der Redner dieses Thema angeschlagen, etwas wichtiges Neues, was aber in keiner der Mittheilungen des Staatssecretärs gefunden wurde. Dann kam eine zweite, jedoch angenehme Enttäuschung. Hatte es anfangs den Anschein, als wollte der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes die Bewunderung des Hauses wegen des Ausganges des Samoastreites herausfordern und, trivial gesprochen, vor Beginn dieser schwierigen Etatsdebatte die „Wurst nach der Speckseite" werfen, so wurde man zum Schlusse eines Besseren belehrt. Graf v. Bülow will nur die noch nicht für die Ratification reifen Verträge nicht erörtert wissen. Dieser Wunsch wird erfüllt werden, wodurch — vielleicht eine angenehm empfundene Beigabe — auch die Kritik des Togo-Abkommens von der ersten Etatsberathung ausgeschlossen wird. Der Erklärung des Fürsten Hohenlohe war zu entnehmen, daß die verbündeten Regierungen über die Nothwendigkeit einer wesentlichen Erhöhung des Sollbestandes der Flotte einig sind, daß jedoch Umfang und Art der vom Marineamt in Aussicht genommenen Verstärkung noch der Zustimmung des Bundesraths harren, ferner daß die Beschaffungsfrist des gegenwärtigen Flottengesetzes für die neuen Schiffe nicht in die künftige Vorlage übergehen wird, endlich daß die Schiffsbauten aus Anleihemitteln bestritten werden sollen. Diese Mittheilungen, die sich in dem wichtigen etatsrechtlichen Puncte mit der ersten Ankündigung des Flottenplans in der „Nordd. Allgem. Ztg." nicht decken, konnten leider nicht durch Angabe des Zeitpunctes, an dem die Novelle zum Flottengesetze dem Reichstage zugehen werde, vervollständigt werden. Auch Viceadmiral Tirpitz ließ darüber nichts verlauten. Im Uebrigen that der Staatssekretär der Marine einleuchtend dar, daß der Widerspruch zwischen den neuen Forderungen und seinen früheren Erklärungen über die Zulänglichkeit des bestehenden Flottengesetzes nicht auf einem technischen Irrthum beruhe, sondern nothwendig aus den neueren politischen Weltverhältnissen herausgewachsen sei. Der Redner folgte hier, wie nicht anders möglich, den Spuren des Grafen v. Bülow, der anschaulich die Aenderung in der Weltlage in den letzten zwei Jahren geschildert und die Verstärkung der deutschen Flotte nicht als Abkehr, sondern als einen neuen Act des Beharrens auf der deutschen Friedenspolitik überzeugend gekennzeichnet hatte. Der Dreibund und die Freundschaft mit Rußland — hierin dem Staatssekretär nicht beizutreten, ist ein Kunststück, auf dessen Executirung durch die Flottengegner wir neugierig sind — entheben Deutschland nicht der Nothwendigkeit, zur See einigermaßen annähernd gerüstet zu sein. Der Dreibund schützt den deutschen Handel nicht bei Schädigungen desselben durch überseeische Staaten, er bietet uns keinen maritimen Schutz in einem europäischen Kriege, dafür aber droht er sich zu lockern und droht das Interesse Rußlands an der deutschen Freundschaft abzuschwächen, wenn das Reich, indem es seine Vertheidigungsfähigkeit gegenüber der ihre Schiffe vermehrenden Mächte zurückgehen, das Vertrauen auf seine Kraft bei den befreundeten Staaten schwinden läßt. Von einer Freundschaft mit England sprach der Leiter des Auswärtigen Amtes nicht. Mit diesem Staat „sind wir fest entschlossen, auf der Basis voller Gegenseitigkeit in Eintracht zu leben". Die Gegenseitigkeit, das ist die Schwierigkeit. Daß der Neid, der politische wie der Geschäftsneid, gerade Deutschland verfolgt, das wird auch ein Demokrat nur unter großen Anstrengungen dem Grafen v. Bülow bestreiten können. Herr Richter dürfte in Verlegenheit gerathen, wenn man ihn fragt, ob er sich nicht mehr der Zeiten erinnere, wo das Wort des Grafen v. Bülow, daß nämlich die anderen Völker auf Deutschland sähen, „wie hoffahrtige Cavaliere auf den armen Hauslehrer", vollkommen zutraf. Heute wird man vielleicht hören, wie das Centrum über die Wiederherstellung eines solchen Verhältnisses denkt.

Die im heutigen Morgenblatte mitgetheilte Erklärung des Vicepräsidenten des preußischen Staatsministeriums, Finanzministers Dr. **v. Miquel**, enthält für uns und unsere Leser nichts Neues. Was Herr v. Miquel als „erfundene Verdächtigungen" bezeichnet — daß er sich bei Diners entschieden gegen die Canalvorlage geäußert, Herrn v. Zedlitz als den Verfasser der canalgegnerischen Artikel in der „Post" gekannt, die Flottenfrage mit den Kornzöllen in dem Organe des Herrn Schweinburg in Verbindung gebracht, einen Separatfrieden mit den Conservativen zu schließen versucht und sich der Mitverantwortung für die angeblich von ihm angeregte Zurdispositionsstellung der beamteten canalfeindlichen Abgeordneten zu entziehen getrachtet habe —, haben wir von allem Anfang an mit zureichenden Gründen als Erfindungen zurückgewiesen. Auch daß Herr v. Miquel über die Vaterschaft der zweischneidigen Beamtenmaßregelung Schweigen beobachtet, war zu erwarten. Die Bedeutung seiner Erklärung liegt auch weniger in ihrem Inhalte, als darin, daß er sie überhaupt für nöthig hielt. „Der Umstand," sagen mit Recht die „Berl. N. N.", „daß eine derartige Erklärung des Staatsministers überhaupt möglich und nöthig ist, ist ein so charakteristisches Merkmal für unsere öffentlichen Verhältnisse, daß, wer heute ein Buch über die derzeitige innere Entwickelung in Preußen und Deutschland schreiben wollte, die obige Erklärung getrost als Motto auf das Titelblatt setzen könnte". Das genannte Blatt fügt dann hinzu:

„Da die „Freisinnige Zeitung" Herrn von Kröcher als denjenigen Gewährsmann bezeichnet hat, der seinen politischen Freunden über die Unterhaltung mit dem Herrn Reichskanzler „natürlich" Mittheilung gemacht habe, so dürfte es nunmehr an Herrn von Kröcher sein, über seine „den Schein der Richtigkeit äußerlich an sich tragende Mittheilungen von discreten Vorgängen in Wilhelmshöhe sogar aus einer Kronrathssitzung" sich öffentlich zu äußern."

Herr v. Kröcher, der bekanntlich gesagt haben soll, der Reichskanzler habe Herrn v. Miquel als Veranlasser der Beamtenmaßregelung bezeichnet, wird schon des greisen Kanzlers halber nicht umhin können, „Farbe zu bekennen". Inzwischen erklärt der conservative Reichstagsabgeordnete v. Loebell, von dem die „Freisinn. Ztg." behauptet hatte, er sei mit Herrn Schweinburg im Auftrage Miquel's in der Redaction der „Kreuzzeitung" gewesen, um die Conservativen zu beschwichtigen, in dem letzteren Blatte, daß er niemals mit Schweinburg zusammen in der Redaction der „Kreuzzeitung" gewesen sei und Schweinburg überhaupt bis heute nicht kenne. Er stellt ferner fest, daß er am 27. September allein und nicht auf Wunsch oder Anregung des Ministers v. Miquel in der Redaction der „Kreuzzeitung" war, um die Ueberzeugung auszudrücken, daß Herr Dr. Miquel fälschlich beschuldigt werde, zur Zuspitzung des Gegensatzes zwischen den Conservativen und der Regierung beigetragen und sich insbesondere stark an der Maßregelung der Beamten betheiligt zu haben. Wann wird Herr v. Kröcher folgen?

Ueber die **nordafrikanischen Colonien Frankreichs** schreibt uns unser ständiger Herr Mitarbeiter aus Tunis vom 28. November: Vor drei Wochen ist der höchstgestellte französische Beamte in Tunesien, Herr Millet, von einer Rundreise durch das Mutterland zurückgekehrt. Er hat diese Reise dazu benutzt, um in den verschiedensten französischen Städten (Reims, Châlons, Lyon u. s. w.) Vorträge über Tunesien zu halten und dadurch Colonisten in das Land zu ziehen. Das Uebergewicht der Italiener bereitet nämlich vorausschauenden französischen Staatsmännern schwere Sorgen. In Tunesien haben wir 1 500 000 bis 1 600 000 Eingeborene, daneben 60 000 Israeliten, welche aber nur ganz vereinzelt das französische Bürgerrecht besitzen und sonst als Unterthanen des Bey gelten (insbesondere der Besteuerung nach), 40 000 Italiener, 10 000 Malteser, 2000 sonstige Europäer, darunter nur 50 Deutsche, diesen allen gegenüber aber blos 16 000 Franzosen, so daß also nur ein Franzose auf 100 sonstige Einwohner kommt. Dieses Verhältniß verschlechtert sich noch, wenn man in Betracht zieht, daß der größere Theil dieser 16 000 Franzosen Beamte sind und nur ein kleiner Theil wirkliche seßhafte Colonisten. Allerdings befinden sich 46 000 ha der Bodenoberfläche in französischen Händen, aber in denen von blos 943 Eigenthümern, die Hälfte etwa in denen einer Gesellschaft. Die meisten dieser Großgrundbesitzer halten sich nur vorübergehend auf ihren Gütern auf, französisch ist daselbst meist nur ein Verwalter und einige Aufseher; die eigentlichen Landbebauer sind Sicilianer in ihren Diensten. Man kann nur 3000 Franzosen rechnen, die ihren eigenen Grund und Boden bebauen. Dafür aber dauert der Zufluß der im Lande bleibenden, sich schließlich selbstständig machenden sicilianischen Arbeiter fort. Die 40 000 ha, welche Italiener besitzen, vertheilen sich unter 406 Eigenthümern. Bei der hohen Geburtsziffer der Italiener unter nordafrikanischem Klima (bis 47 auf 1000) wird die Zahl der Italiener binnen 10 Jahren über 100 000 betragen, und es ist nach Lage der Dinge für Tunesien die Bildung einer neufranzösischen Bevölkerungsschicht wie in Algerien ausgeschlossen. Kommt es einmal zu einem Kriege zwischen Frankreich und Italien, so ist das Uebergewicht des italienischen Elements über das französische für Frankreich ebenso fatal, wie gegenwärtig das Uebergewicht des Boeren-Elements in der Capcolonie für England.

Der Krieg in Südafrika.

—e Wie zu erwarten war, wirkt die Kunde von der

Niederlage Gatacre's,

der übrigens nach einer amtlichen Depesche aus Pretoria bei Stormberg **672 an Gefangenen verlor**, während die Zahl seiner Todten und Verwundeten unbekannt ist, in England höchst deprimirend, zumal da der Rückzug Gatacre's einer Flucht verzweifelt ähnlich sah. Der „Standard" sagt fast mit unseren eigenen Worten: Gatacre's Niederlage wird der wachsenden Insurrection neuen Brennstoff zuführen, die Kunde der Katastrophe wird wie ein Feuerbrand durch die Colonie laufen. Hier haben wir wieder einen Aufschub jenes schnellen siegreichen Vormarsches auf die Hauptstädte der Boeren, von der Sanguiniker bereits im October sprachen. Das Blatt fordert dann Buller auf, durch einen zermalmenden Schlag am Tugela-Flusse das britische Prestige wiederherzustellen. — Die „Times" schreiben, es wäre kindisch, den Ernst der Niederlage zu unterschätzen; sie sei eine Wiederholung des Unglücks von Nicholsons Nek. Die politischen Consequenzen würden nur zu wahrscheinlich eine ernste und sofortige Wirkung auf die mili-

---

Feuilleton.

Das verkaufte Genie.

6]

Ein Sommernachtstraum.

Novelle von Anton Freiherrn v. Perfall.

Nachdruck verboten.

Als dann Floot aufstand und eine wirkliche Guzla brachte, die er, wie die Einrichtung des ganzen Gemachs, dem Freunde zu Liebe erworben, da nahm dieser seine Lieblingsharfe, griff selbst in ihre Saiten und spielte die seltsamen, tief ergreifenden Weisen. Mit dem weißen, gebeugten Haupte, dem über die Saiten fluthenden Barte glich er einem alten Barden, der Erinnerungen weckt aus fernen Landen, die keines Menschen Fuß betreten.

Der Tod der geliebten Rukmini machte dem Traum ein jähes Ende. Die Ehe war kinderlos geblieben. Er war wieder der verhaßte Fremde, für den kein Raum im Lande. Dazu kam die Sehnsucht nach Civilisation, nach Menschen seinesgleichen. Er floh aus dem Lande und begab sich nach Amerika, sich dort eine neue Existenz zu gründen. Sein Weg führte ihn nach Californien. Dort lernte er Mac Floot, den Bonanzakönig, kennen, den Vater Henry's, der, als goldduristiger Abenteurer in das Land gekommen, jetzt der Besitzer von Millionen war. Ein Ehrenmann, welcher, in der Erkenntniß seiner mangelnden Bildung, von dem Wunsche beseelt, das Versäumte nachzuholen und auch seinen inneren Menschen zu bereichern, den vielerfahrenen Arzt rasch sich zum Freunde zu machen wußte. Auf sein Anrathen wurde der einzige Sohn Henry zum Studium nach Deutschland geschickt. Und als der Vater kurz darauf starb, vertraute er ihm noch auf dem Todtenbette seinen Liebling an. Eigenes schweres Leid verhinderte den Arzt, sofort seiner Pflicht nachzukommen, außerdem beruhigten ihn die kunstbegeisterten Briefe Henry's vollkommen.

Er glaubte darin die edelste Geistesrichtung zu erkennen, die ein Abgleiten des Jünglings nicht fürchten ließ. Um so lebhafter beunruhigte ihn die Correspondenz des letzten Jahres, die Unzufriedenheit, die daraus sprach, die seltsamen Wünsche und Hoffnungen, die krankhaften Selbstanklagen und Verkleinerungen, die Nachricht von einem phantastischen Schloßbau, die Schilderung des freundschaftlichen Verhältnisses zu Jolander, dessen Einfluß ihm bedenklich schien. So eilte er nach Deutschland, seine Pflicht zu erfüllen, zu retten, zu helfen.

Das Alles brachte er natürlich, ohne jede Uebertreibung, trotz der bunten Farben mancher Bilder, so selbstverständlich und so überlegen in der ganzen Wiedergabe, daß er selbst zuletzt mit den sehr persönlichen Bemerkungen über den Grund seines Kommens keinen seiner beiden Zuhörer nur im Geringsten verletzte. Er behandelte sie ohne Scheu, ohne Rückhalt als seine Kranken, benutzte geschickt das Prestige des Arztes, Wahrheiten zu sagen, und die Gemüthsverfassung des Leidenden, welchem die unsanfte Berührung seiner Wunde durch den Finger des Arztes weniger schmerzt als die vorsichtigste des Laien.

Jolander mußte über seine Albernheit lachen, in diesem Manne durchaus etwas Geheimnißvolles sehen zu wollen. Nur diese fixe Idee war an der sonderbaren Sinnestäuschung bei seinem Eintritte schuld, an der ihn beängstigenden Wirkung der ganzen Erscheinung des Mannes, seines Blickes. Jetzt saß er so harmlos ihm gegenüber, und es hörte sich ihm so angenehm zu. Wie er nur dorhin auf die verrückte Idee kam mit dem Geniehandel! Zum Glück dachte er selbst nicht mehr an den Unsinn.

Die Reihe kam nun an Floot, zu erzählen, wie es ihm die Zeit über gegangen. Er war anfangs zurückhaltend, verschämt, aber Hutchinson verstand es bewundernswerth, alle Kammern seines Herzens zu öffnen. Ein Wort genügte oft, ein Blick, den Zögernden, Stockenden weiter zu locken.

All sein ungestilltes Sehnen nach künstlerischer Betheiligung, sein dahinter lauerndes, glühender Ehrgeiz, alle die Enttäuschungen, die ihm der Reichthum bereitet, in dem anfangs auch er, als sein Vater gestorben, die höchste Macht, die Befriedigung aller seiner Wünsche erblickte, quollen in seiner gewohnten leidenschaftlichen Weise heraus. Der Reichthum war das Haffenswerthe, der Reif, der sich auf alles Edle und Große legt, der nicht nur den Besitzer blendet, sondern auch den Neid der Bewunderer weckt, so daß dieser die größeren Vorzüge, die größten Veranlagungen vor seinem plumpen Schimmer nicht mehr erkennt.

Dem Reichen wird es gar nicht erlaubt, ein Genie zu sein. Und was tauscht er dafür ein? Freiheit? Selbstständigkeit? Die Freiheit, sich körperlich und geistig völlig zu ruiniren. Die Selbstständigkeit eines Verlassenen, den kein Band mehr an seine Gesinnungsgenossen knüpft, dafür aber tausend Ketten an eine Gesellschaft, die er verachtet, über die er sich unter Umständen erhaben dünkt. Besitzen kann man nur, was man geschaffen! Nur der schöpferische Genius besitzt und wenn er dabei seinen Hunger nicht stillen kann.

Noch nie hatte der Reichthum einen so haßerfüllten Gegner, wie Floot es war. Und Hutchinson reizte ihn immer mehr durch Widerspruch, während er zur rechten Zeit Jolander fest ins Auge faßte und ihn sämmtlich durch seinen Blick hinüberzog in den Gedankengang des Freundes.

Den Maler verdroß dieses Auskholen Floot's. Wir sollte er nur kommen, dachte er, da kann er lange warten, bis ich ihm mein Inneres so bloßlege! Hutchinson schenkte den Champagner ein. Er schien selbst ein scharfer Trinker zu sein und stieß immer von Neuem an. Jolander nahm sich wohl in Acht, ein Glas zu viel zu trinken.

„Bei dieser Gesinnungsart", begann der Doctor dann, als Floot ausgesprochen, nach längerem Schweigen, „kann ich mir lebhaft vorstellen, welchen tiefen Eindruck das Schaffen Deines Freundes, Herrn Jolander, auf Dich gemacht hat. Darin liegt freilich ein großes Glück, sich eine ganz intime Welt aufzubauen, die man allein bewohnt."

Jolander lachte spöttisch und leerte das Sectglas.

„Eine Welt, völlig verschlossen gegen außen", fuhr der Arzt fort, mit einem Blick auf Jolander. „Völlig verschlossen!"

Der Maler nickte verdrossen mit dem Kopfe. „So! Und dabei müssen Sie dem Nächstbesten, der mit seinem Geldbeutel rasselt — o, das ginge ja noch — aber das andere Volk, dieses Federvieh, alles was Ihren Namen hinausposaunen muß in alle Welt, wenn Sie etwas werden wollen. Seichtes Pack, das nur dem Blendenden nachläuft, mit dem was zu machen ist, das keinen Begriff hat von der intimen Welt, von der Sie sprechen. Alle Thore müssen Sie ihnen öffnen. Da giebt es keine Stelle, die sie nicht mit ihren plumpen Füßen zertreten, kein heimliches Plätzchen, wohin nicht die kreischenden Marktstimmen erschallen, und mitten in dieser intimen Welt sollen Sie arbeiten, reinen Herzens, unbekümmert um das Gepöbler um Sie herum arbeiten — und dann —"

Jolander faßte sich wieder. Da hatte er ihn ja schon so weit gehabt, aber er mag nicht, was versteht er denn auch davon.

„Fort damit! Auf Ihr Wohl, Herr Doctor!"

Er erhob das Kelchglas.

„Fort damit! Sie haben Recht. Was sollen Sie sich die Laune verderben. Im Allgemeinen haben Sie ja Recht, ganz Recht. Man macht überhaupt viel zu viel Wesens aus der Kunst. Meiner Ansicht nach ist das immer das Zeichen einer decadenten Zeit. Sie können das zu allen Zeiten, bei allen Völkern beobachten. Der höchsten Kunstepoche folgt auf dem Fuße der Verfall, ja überrascht sie gewöhnlich noch in vollreifer Blüthe, so rasch geht das. Die Kunst ist der Abend, auch er wirkt verklärend, versöhnend auf alle Gegensätze, aber unwiederbringlich folgt ihm die Nacht."

Da kam er gut an. Jolander einigte sich jetzt mit Floot gegen ihn zu einer lebhaften Debatte. Er aber sah mit stoischer Ruhe, die Hand in den Weißbart vergraben, dem Brande zu, den er angefacht.

Die beiden Freunde fanden sich wieder auf gemeinsamem Boden, und die Ruhe des Cognacs schmolz sie förmlich zusammen im Feuer der Begeisterung. Man versöhnte sich — begann wieder den anregenden Kampf, den die Geister des Weines immer mehr verwirrten.

Hutchinson brachte plötzlich, irgendwo anknüpfend, von Neuem die Sprache auf den spaßhaften Geniehandel. Er erzählte ein interessantes Beispiel eines derartigen Vorganges im Thale von Goltonda. Hexen, Beschwörungsformeln, Zaubertränke aus indischem Hanf und sinnverwirrende Tänze im Fackelscheine unter den Baumriesen des Urwaldes spielten darin ihre Rolle.

Dann und wann, wie zur Begleitung, fuhr er mit den Fingern durch die Guzla, daß ein seltsames Brausen von ihr ausging. Und immer Neues, Wunderbares, Mystisches mischte er wie betäubenden Wein in das Gespräch. Dann schilderte er in lebhaften Tönen, wie er sich Jolander denke als Millionär, umgekehrt Floot als Künstler. Es war kein Halt mehr, immer sinnverwirrender mischte er Schein und Wirklichkeit. Seine Persönlichkeit schien sich immer mehr zu entfalten, den ganzen schwülen Raum zu erfüllen, und dabei zwangen Einen diese furchtbaren Augen, zuzuhören, Alles darüber zu vergessen, daß die Nacht schon weit vorgerückt sein mußte, daß der Wein im Hirn zu rumoren begann.

Wieder schien es Jolander, als sei der Doctor durchsichtig wie Glas oder gar, als sei der Sessel oft minutenlang leer vor ihm, dann tauchte wieder plötzlich das weiße Haupt plastischer als je vor ihm auf. Zuletzt hörte er nur mehr seine metallene, einschläfernde Stimme, sah er nur mehr die unnatürlich großen, mahnenden Augen, die sich zuletzt wie Feuerräder drehten.

„Also Sie sind bereit zu dem Handel?" begann plötzlich die Stimme, ohne daß er sich mehr erinnern konnte, in welcher Verbindung.

„Ihr Genie mit all' seiner Lust und Qual geht um eine baare Million an Mister Floot über. Vor zehn Jahren darf unter keiner Bedingung der Handel rückgängig gemacht werden, und dann nur bei beiderseitiger Zustimmung. Floot nimmt in diesem Falle seine Million zurück, Jolander sein Genie. Sie wollen Beide?"

Tolles Gelächter, als ob es Tausende mit ihm ausstießen. „Ja, wir wollen Beide."

„Hier liegt der Contract. Sehen Sie ihn?"

„Ja, wir sehen ihn."

„Bitte, unterschreiben Sie —"

SLUB
Wir führen Wissen.